

Die Walküre [Fortsetzung]

Autor(en): **Brandis-Marcusen, Lilli von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [19]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im Berner Kunstmuseum zwei Duzend Bilder, die das Interesse der Kunstfreunde in hohem Maße fesselten. Seine Schöpfungen finden Abnehmer, und so steht heute Waldemar Fink schon recht hoch auf einer Warte, von der er lächelnden Auges die Sümpfe und Niederungen überblicken kann, durch die er sich hindurchkämpfen mußte.

Sein Stoffgebiet ist vorläufig noch auf das Landschaftliche beschränkt, speziell auf das Hochgebirge Adelsbodens, auf das Wildstrubelgebiet, die braunen Hütten des Adelsbodenmooses und die Wintertannen und Stiefelder des Hahnenpasses. Wer das Tal der Engstlen kennt, wird sich in Finks Bildern rasch zurechtfinden. Im Sommer beherrscht die Eiskuppe des Wildstrubel den mächtigen Talkessel, und wenn er im Winter unter seiner weißen Zipfelmütze einnickt und in tiefen Schlaf und beinahe in Vergessenheit versinkt, stemmt der Große Lohner seine breiten Schultern vor und lächelt

unter seinem in allen sieben Farben glitzernden Diadem sein eisiges Lächeln. Wie es da an einem schönen Wintermorgen von den Schneehalden flimmert und gleißelt und in gewaltigen Zungen von der Kraft und Größe redet, die der junge Tag in einer einzigen Schöpferstunde vor unsern Blicken ausbreitet — da braucht es schon reife Kunst, um die Harmonie dieser wilden Hochgebirgsromantik auf die Leinwand zu pinselfeln. . .

Die neuesten Schöpfungen Finks trachten nach scharfer Zeichnung und Vereinfachung, ohne daß er in seiner Technik, die ursprünglich von Segantini ausging, sich irgend an eine Schule oder an ein großes Vorbild anlehnte. Fink ist stets ein Eigener gewesen, einer, der aus innerem Reichtum schöpft, und wir werden die Entwicklung dieses Künstlers, der Großes hoffen läßt, mit lebhaftem Interesse verfolgen.

Johannes Jegerlehner, Bern.

Die Walküre.

Nachdruck verboten.

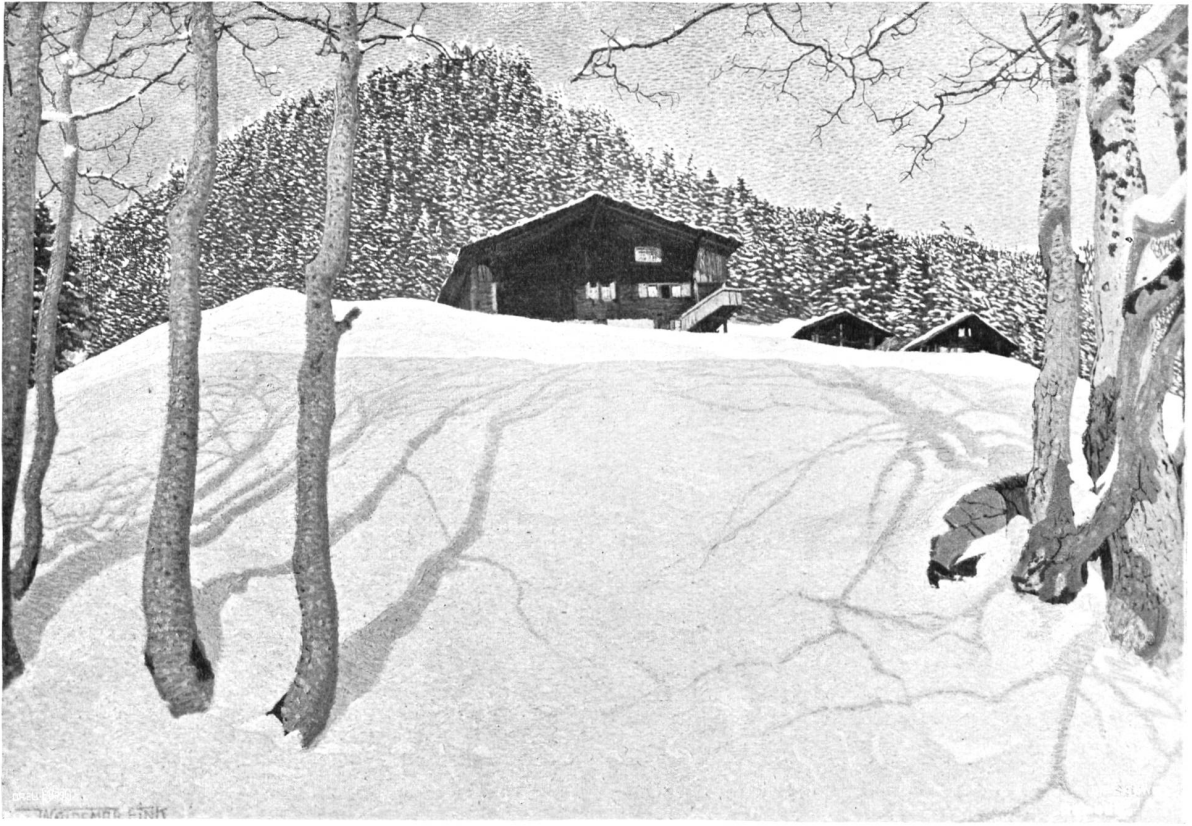
Aus den Papieren eines Freundes nach erzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Fortsetzung).

Eine Viertelstunde später saßen wir im Speisesaal des „Rusfen“, wie W.'s erster Gasthof genannt wurde, an einer langen weißgedeckten Tafel, die aber noch nicht voll besetzt war. Frau Gunter-Menotti und Marie Bernhardi fehlten noch. Auf ihren Plätzen lagen Blumensträuße; der für Marie bestimmte war schöner, blasser Malmaisonrosen von seltener Größe und Frische, eine Karte steckte darin. Es waren mehrere Herren anwesend, darunter der Hofmarschall und der Archivdirektor, außerdem eine alte Stiftsdame, Fräulein von Korn, die alle Künstler W.'s kannte und die trotz ihrem lahmen Fuße bei keiner festlichen oder gemüthlichen Vereinigung zu fehlen pflegte. Marie kam mit dem Gunter-Menottischen Ehepaar. Die Primadonna hatte Zeit gefunden, große Toilette zu machen, und rauschte in einem kostbaren weißen Seidenkleide herein, ein riesiger schwarzer Rembrandthut umrahmte ihr stark geschminktes Gesicht: wie bescheiden, lieblich und einfach sah die Brunhilde neben ihr aus in einem dunkelblauen Kleide, das ihren schönen Wuchs nur ahnen ließ, und mit der kleinen Pelzmütze auf dem dunkelblonden Scheitel. Der Erfolg war scheinbar eindrucklos über sie hinweggerauscht; aber wenn man näher zusah, lag eine solche Verklärtheit über den holden Zügen, ein so goldener Ausdruck von Glück und Begeisterung strahlte aus ihren großen Augen, wie ihn Kinder haben vor dem Weihnachtsbaum. Und nun erblickte sie den Vater und flog ihm an den Hals, und es war reizend zu beobachten, wie sie nach dieser ersten stürmischen Begrüßung Hand in Hand nebeneinander saßen und leise plauderten, der schöne weißbärtige alte Herr und das ihm so ähnliche junge Mädchen. Sie hatte die duftenden Rosen achtlos beiseite geschoben, und erst nach einer Weile, nachdem das Fragen und Antworten etwas nachgelassen hatte, nahm sie die Karte aus dem Strauß; eine jähe Röte, die ihr in die Wangen stieg, verrät ihre Ueberraschung. Dann reichte sie sie dem Vater, der sie ebenfalls erstaunt betrachtete und dann in seine Brusttasche schob. Gunter hatte sie beobachtet; er sandte lange Blicke aus seinen mandelförmigen Augen, die sie wie mit seidenen Fäden umspannen. Diese Blicke gingen und kamen auf samtene Sohlen, und sie griffen nach ihr, wie mit weichen flehenden Händen, und sie sprachen eine stumme, aber doch so deutliche Sprache, über die ich tödlich erschrak. Aber sobald er merkte, daß ich ihn anschaute, machte er ein verblüffend unbefangenes Gesicht und hob sein Glas. „Ihr Spezielles, Doktor,“ rief er herüber. Frau Gunter-Menotti hatte den Hofmarschall mit Beschlag belegt; sie tat lebhafter als sonst, fokettierte mit ihm auf

wienerisch, lachte, plauschte und ignorierte mit Virtuosität sowohl ihren Mann wie auch Marie. Die alte Stiftsdame, ganz Feuer und Flamme von der eben erlebten schönen Aufführung, sprach auf die junge Sängerin ein, erzählte von Wagner, Liszt und andern Größen, die sie gefannt, und kramte Anekdoten über Anekdoten aus dem Pompadour ihrer Erinnerung. Daß Marie nur mit halbem Ohr zuhörte, genierte sie nicht im mindesten; wie alle Menschen, die viel sprechen, war sie von ihren eigenen Worten eingenommen. Plötzlich sagte Gunter: „Fräulein von Korn, die letzte Geschichte war reizend, die muß meine Frau unbedingt hören! Nicht wahr, Lolochen!“ Und damit stand er auf und überließ mit seinem strahlenden Lächeln seinen Platz dem geschmeichelten alten Fräulein, während er selbst nun Marie Bernhardi gegenüber zu sitzen kam. Ich erzähle das, als sei es gestern gewesen, und vergesse die Jahre, die sich dazwischen türmen; denn jener Abend, der so mächtig einsetzte und so nichtig ausklang, ist mir unvergeßlich fest im Gedächtnis geblieben, und ich meine noch das Unbehagen zu spüren, als ich, durch den alten Bernhardi abgelenkt, mit halbem Ohr die Unterhaltung zwischen dem Kapellmeister und der Sängerin verfolgte, die sich um Musik drehte und doch nur das eine große Thema variierte: Liebe. Daß Gunter als ein Virtuose dieses alte, ewig neue Thema behandelte, davon konnte ich mich überzeugen, und daß Marie unter seiner Suggestion litt, blieb mir nicht verborgen. Wie vorher seine Augen um sie geworben, so jetzt seine Stimme: jeder Laut griff wie mit weichen flehenden Händen nach ihrem Herzen, und was sie ihm antwortete, klang seltsam bewegt und verschleiert, und die schönen grauen Augen blickten feucht, der Mund lächelte verträumt. Das alles sah ich und litt unsäglich. „Wir haben Kunst gesimpelt,“ meinte Gunter feck, als man aufbrach und er dem alten Bernhardi die Hand schüttelte. „Was Kunstsimpeln heißt, das wissen nur wir allein, wir Künstler, Menschen des Augenblicks! Sie, Doktor, haben davon keine Ahnung; Ihre Wissenschaft ist nur Theorie, aber bei uns ist Leben, Wärme, Puls und Impuls, alles zusammen!“ Er lachte leise, ein mir unsympathisches Lachen, ich mochte ihm nichts erwidern.

Bernhardi wollte mit dem Nachtschnellzug weiterfahren; Marie, die ihrer Stimme wegen den zugigen Bahnhof fürchtete, bat mich, den Vater zu geleiten, während sie mit Gunter zusammen einen Wagen nahm. Sie gab mir flüchtig die Hand; für den Blumenkorb, den ich ihr gefandt, hatte sie kaum ein Dankeswort gehabt, was mich kränkte. Ich war enttäuscht und



Waldemar Fink, Adelsboden.

Winterstimmung.
Original in Privatbesitz.

niedergeschlagen, noch mehr aber besorgt um sie und hätte am liebsten dem Vater, mit dem ich durch die dunkeln, verschlafenen Gassen schritt, mein Herz ausgeschüttet; doch er ließ es nicht dazu kommen. Er sprach über seine Tochter in denkbar glücklichster Stimmung; mit der Zuversicht des Künstlers, der selbst den steilen Pfad erklimmen, sprach er von ihren Erfolgen, von den Ausichten, die sich ihr boten, von der zu erwartenden Entwicklung ihres Talents und dem Eifer, mit dem sie sich ihren Studien bei Gunter hingab. Er bedauerte, daß er den Intendanten dieses Mal nicht zu Gesicht bekommen habe, indem gerade jetzt, wo der erste Kontrakt zu Ende gehe, es für Marie außerordentlich wichtig sei, mit besseren Rollen, besseren Bedingungen verpflichtet zu werden. Aber nach den Blumen, die er ihr gesandt, müsse er doch zufrieden gewesen sein und da werde sich schon alles machen. . . Also die Rosen waren von Baron Igelstein! Auch darüber vermochte ich mich nicht zu freuen. Ich war ein einsilbiger Begleiter und nur froh, daß mein betrübtes Gesicht in der Dunkelheit dem alten Herrn verborgen blieb. Als wir die Station erreicht hatten, fing es an zu schneien, leise, aber stetig; nachdem ich den alten Bernhards gut verabschiedet und der Zug die Bahnhofshalle verlassen hatte, ging ich in dichtem Schneegestöber nach Hause. Mir war, als löschten diese weichen, dichten, kalten Flocken, die mir ins Gesicht fielen, den Feuerzauber aus, der mein Herz rosenrot umloht hatte. Dunkel und kalt war's um mich her und dunkel und kalt in mir, so kam ich heim. . .

Die Walfüre wurde fünfmal nacheinander gegeben; im Lauf von vierzehn Tagen war das enorm viel und bewies ihre Anziehungskraft aufs W.sche Publikum. Marie Bernhards Namen stand in allen Kritiken obenan, man sprach von ihr als einem aufgehenden Stern am Wagnerhimmel und freute sich, ihn in Weimar entdeckt zu haben. Ich las wohl die Zeitungen, aber ich ging nicht ins Theater, schützte Arbeit vor und sah Abend für Abend verstimmt an meinem Schreibtisch. Mein eigenes Schicksal zog mich von den Blättern ab, die ich vor mir hatte. Nächstens würde meine Aufgabe hier beendet sein, sagte ich mir, und ich W. verlassen können. Halb wehmütig, halb trotzig dachte ich an den bevorstehenden Abschied. Doch die Jugend kennt keine Hindernisse; was sich ihren Wünschen hindernd entgegenstellt, entstammt gewöhnlich nur dem Ehrgeiz, durchzudringen. Auf Stunden der tiefsten Verzagtheit, der hoffnungslosesten Resignation folgten solche der Zuversicht und des seelischen Aufschwungs. . . Ein Zettelchen des Intendanten riß mich aus meiner Verstimmung. Es enthielt die Einladung zu einer Schlittenpartie nach Schloß Hochfurth, wo Kaffee und Krapsen bereit sein würden, und ich war gebeten, Fräulein Bernhards als Ritter zu geleiten! Das Herz schlug mir vor Freude, und schnell sagte ich zu, so, als hinge meine Seligkeit von diesem Ja ab.

An einem grauen, aber windstillen Dezemberrnachtsmittag fuhren unsere Schlitten schellenklingend durch das verschneite Fasanenwäldchen, das sich zwischen W. und dem alten Schloßchen hinzieht. Hochfurth im Schnee sah gar lustig aus, als hätte es eine Nachtmütze auf sein runzliges Haupt gesetzt, und auch der uralte silberhaarige Kastellan, der uns die breite Eingangstür öffnete, sah so verschlafen aus, als sei er mindestens hundert Jahre hinter seinem grünen Kachelofen gefessen. Wie mit Silber überschüttet schienen die Riesenbäume des Parks, weiß die Tempelchen und Einsiedeleien, weiß die weiten Rasenflächen, weiß die Wege, weiß die Stege und Brücken, die über das Flühchen hinüberführten, nur dieses selbst schien fast schwarz in dem lichten Rahmen: mit seinen kleinen Wellen gleich es einer schuppenbesäten dunkeln Schlange, die das Schloßgut umschlungen hielt. Wie war es doch so köstlich, jung zu sein, sich jung zu fühlen in diesen alten Mauern! Wie war es doch

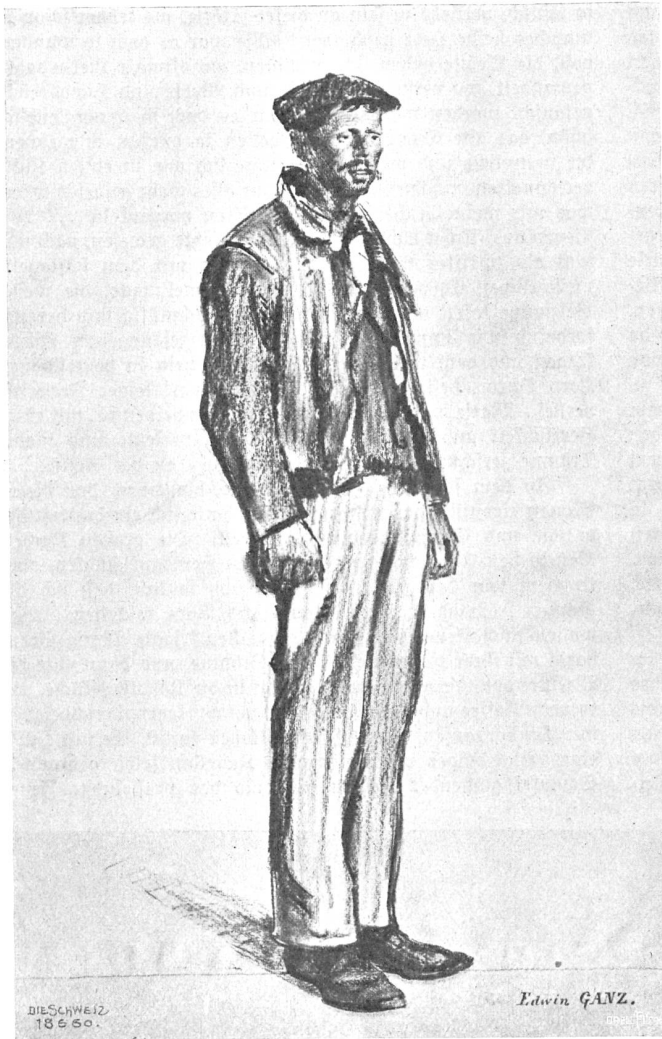
so köstlich, verliebt zu sein an dieser Stätte, wo früher schon so manches heiße Herz geschlagen! Wie war es doch so wundervoll, die Liebste neben sich zu wissen, wo oftmals Liebespaare gewandelt, wo verstohlene Blicke und Worte und Händedrucke getauscht worden waren! Wie war es doch so unvergleichlich schön, das alte Duett wieder anheben zu dürfen, in welchem die männliche und weibliche Stimme sich wie in einem Kusse verschmelzen mußten! Wenn das nur alles wahr gewesen wäre, was mir mein törichter, verliebter Sinn vorgaukelte. . . Wir stiegen aus. Unser Schlitten war der vorletzte gewesen, nach uns kam als zwölftes Gefährt der Schlitten mit dem hofkapellmeisterlichen Ehepaar, sie in einer Hermelinjacke, die weiße Pelzmütze kokett auf dem roten Haar, hochmütig und herausfordernd wie immer, er mit dem hochgeschlagenen Vibertragen und dem weichen verlegenen Lächeln in dem schönen Lord Byron-Gesicht, das ihn in Gegenwart seiner Frau nie verlieh. Marie wandte sich von mir ab, den beiden zu, mit einer Herzlichkeit und Lebhaftigkeit, die mich verletzte und meine Träume zerschmelzen ließ wie den Schnee an der Sonne. . .

In dem schmalen Hausflur des Schloßchens, das diesen Namen eigentlich gar nicht verdiente, hatte sich ein buntes Gedränge und Stimmengewirr entwickelt. Die großen Kachelöfen in den Gemächern der hochseligen Herzogin glühten, aber trotzdem war der große Empfangsalon so kalt, daß sich die Damen fröstelnd in ihre Shawls und Boas wickelten. „Wir wollen rasch Feuer im Kamin anmachen,“ sagte Marie Bernhards mit ihrer tiefen melodischen Stimme, und dann eilte die Walfüre von mir und Gunter gefolgt in die Kastellansküche, wo es nach Kaffee und Kuchen duftete, und wir kehrten reichbeladen mit Tannensapfen, Rienholz und Klößen zurück, die mit Hülfe eines Blasebalges und einer vom Kastellan selbst gebrachten Schaufel glühender Kohlen gar bald das prasselndste Feuer



Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Brabanter Typen: „Pachter Gaategat“.



Edwin Ganz, Zürich-Büffel.

Brabanter Typen: „Lange Tüte“.

hinter dem kunstvollen Messinggitter entzündeten. Die andern hatten unsern Treiben lachend zugeschaut und Wiße darüber gerissen, daß Siegfried sich an Mimes Herd sein Schwert schmieden wolle. Es war, als ob der warme Schein im Zimmer draußen in der Natur ein Echo geweckt hätte, denn plötzlich brachen die Strahlen der untergehenden Sonne wie rote Pfeile durch die Scheiben und tauchten den eben noch so grauen Raum in Gold und Licht! Da war er wieder, der Feuerzauber der Walfüre! Gunter schien es auch zu empfinden; denn er ging zum Flügel, der alt und verstimmt in der Ecke stand, schlug den verstaubten Deckel zurück und griff ein paar Akkorde aus der Götterdämmerung; es war, als glätteten sich die verstimmten Saiten unter seiner Künstlerhand, und wir lauschten . . .

„Bruno, komm Kaffee trinken,“ rief Frau Lolalise ihrem Gatten befehlshaberisch zu; sie hatte die Führung am großen Tische übernommen, auf dessen schimmerndem Damastgedeck die alten goldgeränderten Schloßstassen standen und der frische Kuchen und die Krappen aus zierlichen Porzellanförben dufteten. War es nicht eigentlich eine Pietätlosigkeit, all diese durch Alter und Tradition geheiligten Gegenstände sowie die ganze Flucht der verbliebenen Kofokozimmer dem munteren Mimewölllein preiszugeben? Wohl keins von ihnen hatte eine rechte Ahnung von den Schätzen dieser klassischen Vergangenheit, die Namen und die Dinge waren ihnen Schall und Rauch. Außer mir und Jakobs waren nur Schauspieler und Sänger

mit ihren Damen anwesend. Jakobs, in einer grünen altmodischen Pelzpefische, sah verboten komisch aus und tat sehr wichtig; er hatte die große starke Heroïne mit den brennenden schwarzen Augen als Partnerin. Sie hieß Fräulein Friedrich, wurde aber zum Unterschied von ihrer Schwester, der Naiven, nur Friedrich die Zweite oder die Große genannt. Daß sie sich mit der Hofkapellmeisterin nicht stand, war bekannt, Eifersucht nach allen Richtungen sollte die Ursache sein; aber obgleich die Augen Dolche redeten, waren beide doch zu gute Komödiantinnen, um sich nicht auf einem Parlett bewegen zu können. Als mir Frau Gunter die Tasse kredenzte, konnte sie sich indes doch nicht enthalten, eine halbblaute Bemerkung über die Gemischtheit unserer Gesellschaft einzustreuen. „Baron Zgelstein hat mit dieser Schlittenfahrt sicher einen Zweck verfolgt; man spricht von einem Hofkonzert, das zum Fasching in diesen Räumen statthaben soll, und heute wird er wohl Probe dafür abhalten! Das nennt er dann uns ‚eine Freude machen, eine Gaudi‘, wie sie bei uns in Wien sagen!“ „Aber er ist ja gar nicht gekommen,“ warf ich ein. Mit einer stummen Geste ihrer beringten Hand wies sie zur Tür: da stand wirklich der Intendant, als sei er aus der Versenkung erstanden, und schaute sich seine Gäste an. Der alte Kastellan kam und entzündete mit einem Wachsstock die Kerzen am Kronleuchter. Eine gewisse Feierlichkeit kam mit dem Licht über die laute fröhliche Gesellschaft; man hatte den Intendanten erst jetzt bemerkt, und er zögerte nun nicht mehr, jeden einzelnen zu begrüßen. Mit Gunter sprach er am längsten, und ihr küßte er sogar die Hand; aber seine Blicke flogen weiter, dorthin, wo Marie Bernhardt stand, und auf einmal wußte ich, warum er gekommen. Er näherte sich ihr und verflocht sie in ein wenigstens von ihm lebhaft durchgeführtes Gespräch. Jakobs zog mich am Ärmel. „Wissen Sie, warum er uns eingeladen hat?“ flüsterete er. „Mich als Tierbändiger, damit sich seine beiden Flammen, die Friedrich und die Gunter, nicht die Augen austragen, und Sie als Blickableiter, oder dachten Sie, die Einladung gelte Ihren schönen Augen? Passen Sie auf, der Schlüsselburger hat etwas vor!“ So unangenehm mir die Bemerkungen meines Kollegen waren, so blieben sie doch nicht ohne Einfluß und konzentrierten meine Aufmerk-

samkeit auf den großen Mann mit dem roten Bart, dessen hochmütiges Gesicht nicht so ruhig war wie sonst. Die Hofkapellmeisterin hatte richtig geraten oder es schon vorher gewußt: das Hofkonzert war wirklich die Veranlassung oder der Vorwand zur Schlittenpartie, und der Intendant hielt eine Art militärische Musterung über seine Truppen ab und inspizierte gleichzeitig die Räumlichkeiten, die in dem Schloßchen zur Verfügung standen. Ein paar Verse, die William Heiser gedichtet, mußte Friedrich die Zweite aussagen, die sich nun sofort in Possitur stellte und den hallenden Raum mit ihrer tiefen Stimme füllte, prunkende Worte mit wenig Inhalt. Dann sang Lolalise Gunter das Veilchen von Mozart, sehr kokett und geschminkt, aber mit Nuancen, die sie augenscheinlich ihr Gatte gelehrt hatte, und dann kam Bertram, der Baritonist, der den Botan gab, mit Goethes „Fischer“ an die Reihe. Der Intendant, der wegen Kostümfragen mit den Damen unterhandelte — es sollte Kofoko- oder Wertherkostüm sein — wandte sich auch an Marie Bernhardt mit der Bitte, sich das große Porträt im zweiten Salon, das eine berühmte Sängerin aus jenen Tagen darstellte, anzuschauen; er meinte, die Färsur werde sich für sie eignen. Und als Marie wie aus andern Gedanken heraus fragte, welches Bild er eigentlich meine, da erhob er sich, um es ihr zu zeigen. Die beiden hohen Gestalten überschritten die Schwelle des Nebengemachs, und man hörte die klingende Stimme des Intendanten erklären und berichtigen; Frau Gunter-Menotti

war gerade am Flügel, sang Klärchens Lied „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein...“, und dabei gingen ihre Augen immer nach der Türe, durch die das Paar geschritten war. Plötzlich hörte man ein helles Hundegebell und ein Kräzen und Scharren, und dann klopfte es ganz schüchtern, und das melancholische Gesicht Rudels des Komikers schaute herein. Er war über und über voll Schnee und genierte sich augenscheinlich, uneingeladen einzutreten. „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schoß das Glück; denn der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick!“ zitierte der Regisseur mit dem Goethegesicht. „Bei Ihnen scheint das zu stimmen, Rudel, Sie kommen wohl vom Olymp heruntergeschneit?“ Friedrich die Zweite war aufgesprungen und nahm den zappelnden und bellenden Gottlieb auf den Arm, alles umdrängte Rudel, den die Kollegen sehr zu mögen schienen, es war ein Hallo, als sei der Weihnachtsmann selber erschienen. Plötzlich sprang Gottliebchen mit einem Satz auf den Boden und stürzte mit wütendem Geiläuf auf Baron Igelstein los, der mit einem finstern und hochmütigen Gesicht im Türrahmen erschienen war. Der Ausfall des kleinen gelben Pünshers kam so plötzlich, daß niemand intervenieren konnte, und so geschah es, daß der Intendant ihn mit dem Fuße beiseite stieß und das zarte leichte Tierchen gegen die Messingstange des Kamins flog, wo es lautlos liegen blieb. Rudel kniete sofort neben ihn; aber es war zu spät, Gottliebchen war tot... Ganz still wurde es im Saal, das Lachen und Sprechen verstummte, alle sahen nach dem weinenden Mann, der das leblose Tierchen streichelte, und dann nach dem andern, der ein noch finsternerer Gesicht zeigte. Der Intendant

zuckte in ärgerlicher Verlegenheit die Achseln; die Rolle, als eine Art von Uebeltäter hier zur Schau zu stehen, schien ihn höchlichst zu verdrießen. „Lieber Rudel,“ sagte er nachlässig, „es ist mir aufrichtig leid, ich habe Ihrem Köter nichts tun wollen; aber man bringt Hunde nicht in Schlösser, das hätten Sie wissen müssen.“ In seinem schönen rotbärtigen Gesicht spiegelte sich Verachtung. Der arme Komiker, der noch immer kniete, hob seine traurigen Augen einen Moment zu ihm empor, dann wandte er sich, stand sachte mit seiner leichten leblosen Bürde auf und verließ leise den Saal. Eine unbehagliche Stille folgte; jetzt erst gewahrte ich Marie Bernhards, die in der Tür zum Nebengemach erschienen war, blaß, verstört, entsetzt, als habe sie einen Geist gesehen, als sei etwas Furchterliches wie ein Blitzstrahl über sie hingefahren. Ich wollte auf sie zugehen, da winkte mir der Intendant, der gerade mit der Hofkapellmeisterin ein paar leise eindringliche Worte wechselte. „Sie fahren mit mir, lieber Doktor,“ sagte er; „für Fräulein Bernhards ist es besser, wenn sie sich Ginters anschließt, denen ich meinen zugemachten Schlitten zur Verfügung stelle. Die Damen vom Theater müssen leider mehr an ihre Stimmen denken als an ihre Ritter!“ Unterwegs, als wir über den Schnee sausten, plauderte Igelstein über alle möglichen und unmöglichen Dinge, nur Mariens erwähnte er nicht, und so liebenswürdig und sogar freundschaftlich er gegen mich war, hatte ich doch die Empfindung, als sei diese übergroße Liebenswürdigkeit ein Bienenschwarm, vor dessen Stacheln man sich, trotz dem süßen Honig, in acht nehmen müsse.

(Schluß folgt).

Briefe eines Schweizers über die Schlacht bei Leipzig.

Mitgeteilt von Jost Brunner, Straßburg.

Die Briefe, die nachstehend folgen, entstammen dem Besitz einer alten glarnerischen Familie, herrührend von einem jungen Kaufmann Jakob Streiff (1781—1857), der als Reisender — „Mutterreiter“ sagte man früher — der Firma Luchsinger & Streiff in Glarus die Zurzach, Frankfurter und Leipziger Messe besuchte. Auf einer solchen Handelsreise geriet er 1813 sehr wider seinen Willen auf den Kriegsschauplatz, erlebte in Leipzig die Völkerschlacht mit und war so in der Lage, seinen Angehörigen Beobachtungen vor, während und nach den entscheidenden Ereignissen als Augenzeuge mitzuteilen. Seine Mitteilungen bringen keine neuen Tatsachen, sind aber interessant als Stimmungsbilder. Man sieht, wie auch unsere Landsleute im Herzen Napoleon feindlich gesinnt waren. Den Schweizer Leser wird besonders das warme Vaterlandsgefühl ansprechen, das in den Briefen zum Ausdruck kommt. Wir geben die Briefe nur im Auszug; alle Stellen privater Art, besonders die geschäftlichen Einzelheiten, glaubten wir weglassen zu sollen.

* * *
Zurzach den 29. Augst 1813.

Lieber Vater!

Euere 3 Briefe vom 16. 17. und 23. dies sind uns richtig zugekommen; alle 3 zeigen uns leider die traurigen Ausichten der Messe an. In hier ist es eben so, wir machen eine elende Messe¹⁾. Hr. Cantienne ist selbst hier, wird uns aber wie er mir sagt kein Tuch abkaufen. Auch die Poschiaven nemlich Zanetty und Raggazi sind noch nicht hier, sollen aber heute kommen, ob mir dieselben etwas abnehmen weis Gott. Auch ein Wältschen von Trenzburg der mir das letzte mal f. 300— abgekauft kommt auch nicht, und endlichen

¹⁾ Ueber die Handelsbeziehungen der Firma Luchsinger & Streiff in Glarus zu damaliger Zeit s. Abf. Jenny-Trümpf, Handel und Industrie des Kantons Glarus II (Jahrbuch d. Hist. Vereins des Kantons Glarus 34, 1903).



Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Brabanter Typen. „De Bloemist“.